

EVENTS
REICHEN
NICHT,
WENN SICH
ETWAS
ÄNDERN
SOLL





ES GIBT ZU VIEL ÜBER TOTE JUDEN

und zu wenig mit lebendigen Jüdinnen, sagt Esther Jonas-Märtin mit Blick auf die Erinnerungskultur in Deutschland. – Ein Gespräch mit der Landesrabbinderin über den Baum des Lebens, jüdische Identität, »Tacheles« in Sachsen und nicht zuletzt Musik.

Frau Rabbinderin, wie geht es dem Etz Chaim, dem Baum des Lebens?

Esther Jonas-Märtin: Es geht uns relativ gut. Das liegt vor allem daran, dass wir uns auf das konzentrieren, was Judentum eigentlich ist. Ein jüdisches Leben zu führen bedeutet, die Gebote einzuhalten, Schabbat und die Feiertage zu begehen und sich des Lebens zu freuen. Wir versuchen, uns gegenseitig zu bestärken und uns nicht vom zunehmenden Hass kleinkriegen zu lassen, der in der Welt ist. Wir versuchen, die Ressourcen unseres Planeten nicht zu verschwenden, mit unseren Mitmenschen friedlich umzugehen und Meinungsverschiedenheiten so zu klären, dass es eben um unterschiedliche Meinungen und nicht um persönliche Feindschaften geht.

Wir fragen nach dem Baum des Lebens, und Sie antworten, uns geht es gut. Ist Etz Chaim für Sie gleichbedeutend mit dem Judentum?

Jonas-Märtin: In gewisser Weise. Die beiden Stäbe, auf denen eine Thora-Rolle aufgewickelt ist, heißen Etz Chaim. Wir sind Teil dieses Baums des Lebens, seit dem Paradies. Dort gibt es den Baum des Lebens und den Baum des Wissens. Verbotenerweise haben die Menschen vom Baum des Wissens gegessen und damit die Geschichte der Menschheit erst möglich gemacht.

Hätten sie stattdessen vom Baum des Lebens gegessen, was wäre geschehen? Hätten sie Unsterblichkeit erlangt?

Jonas-Märtin: Das ist eine interessante Frage, aber Unsterblichkeit ist im Judentum nicht vorgesehen. Das Ju-

dentum ist eine eher rationale Religion, eine Gesetzesreligion. Das Gesetz ist die Basis für unser Miteinander, ohne Glauben geht es meines Erachtens nicht. Grundlage für den Umgang miteinander sind die Mitzwot, die Gebote. Ich bin aufgefordert, mit jedem Menschen gerecht und liebevoll umzugehen, unabhängig davon, ob er mir persönlich sympathisch ist oder nicht.

Die Beziehungsebene dominiert die Sachebene, sagt die Kommunikationswissenschaft. Das Judentum versteht das genau andersherum?

Jonas-Märtin: Das Gesetz hilft dabei, auf die Sachebene zurückzufinden. In meiner ersten jüdischen Gemeinde in Berlin konnte in der Sache gestritten werden, dass man schon Angst bekam, es werde gleich handgreiflich. Aber hinterher ist man zusammen was trinken gegangen. Das fand ich immer verblüffend. Dem lag eine Kultur zugrunde, die Streit als etwas begreift, woran wir im Ringen um Verständnis und Verstehen wachsen können. Es gibt ein Prinzip im Talmud, das heißt, »Elu v'elu divrei Elohim chaim« – dieses und jenes sind beides Worte des lebendigen Gottes. Wenn ich das als Basis nehme und jedes Argument als gleichwertig ansehe, dann prägt das meinen Umgang mit anderen.

Wir sprechen zwischen dem jüdischen Neujahrs- und dem Versöhnungsfest miteinander. In dieser Zeit soll man mit sich und seiner Umwelt ins Reine kommen. Ist das eine individuelle Angelegenheit oder eine der gesamten Gemeinde oder gar der ganzen Nation?

Jonas-Märtin: Sowohl als auch. Schon den ganzen Monat vor Rosch HaSchana, dem Neujahrsfest, finden entsprechende Gebete statt, die sogenannten Slichot, in denen um Vergebung gebeten wird. Intensiviert wird das Ganze, wenn Rosch HaSchana anfängt. Das Ziel ist, zu Beginn von Jom Kippur mit den Mitmenschen versöhnt zu sein. Denn dann soll es nur noch um die Beziehung zu Gott gehen, und zwar nicht nur meine eigene, sondern die des gesamten Judentums als Volk. Dementsprechend sind die zentralen Gebete alle im Plural. Sie verbinden uns auch mit den Generationen vor uns, was etwas ungeheuer Tröstliches hat. Wie die zig verschiedenen Wurzeln eines Baumes, so ist das jüdische Volk gedacht. Wir sind alle wie Wurzeln, Stamm, Äste und Blätter, die zusammen einen großen, starken Baum ergeben.

Wenn Sie an den Feiertagen in Familien und Gemeinden zusammenkommen, werden die Gespräche auch um das Geschehen im Nahen Osten kreisen. Wie gehen Sie damit um?

Jonas-Märtin: Wir versuchen, die Waage zu halten zwischen Sachlichkeit und Trauer in den Gesprächen über das, was passiert, und dann gilt es, den jeweiligen Fokus auf die einzelnen Feiertage zu lenken. Wobei auffällt, dass es außerhalb meiner Bubble kaum noch möglich zu sein scheint, ein sachliches Gespräch darüber zu führen und zwischen Meinung und Fakt zu unterscheiden. Ich bin weder Politikerin noch Israelin, ich bin deutsche Staatsbürgerin. Ich versuche, hier so zu leben und das zu tun, was ich unter Judentum verstehe und wie ich mein Judentum kon-

struktiv und sinnstiftend einbringen kann, ohne Ausschlussprinzip und ohne Schwarz-weiß-Malerei. Zum Beispiel kann ich Pro-Deutschland sein, ohne eine Regierung Merz gut finden zu müssen; ganz genauso kann ich Pro-Israel sein, ohne eine Regierung Netanjahu zu unterstützen. Rabbiner Jonathan Sacks hat einmal gesagt: »Im Mittelalter hat man Juden für ihre Religion gehasst, im 19. Jahrhundert für ihre Rasse und heute für den Staat Israel.« Die Ursache für den Hass, der nur allzu oft zur Vernichtung jüdischen Lebens führte, blieb dabei immer gleich: doppelte Standards, Dämonisierung, Delegitimierung und De-Realisierung in Form falscher Berichterstattung.

In Ihren Gemeinden wird sicher auch über Russlands Angriffskrieg auf die Ukraine diskutiert. Angesichts des hohen Anteils von Gemeindegliedern russischer und ukrainischer Herkunft, wie steht es da um die Sachlichkeit der Diskussionen?

Jonas-Märtin: Ich habe damit relativ wenig zu tun, weil die Mitglieder meines Lehrhauses eine andere Klientel sind. Aber ich weiß von Gemeinden, in denen das tatsächlich für sehr viele Konflikte gesorgt hat.

Ist reine Sachlichkeit in solchen Konstellationen überhaupt möglich?

Jonas-Märtin: Sie ist möglich, wenn wir uns auf das konzentrieren, was unser Kern ist, anstatt zu versuchen, uns für eine Politik zu rechtfertigen, die wir selbst nicht entscheiden. Ich wähle nicht in Israel, sondern in Deutschland. Es ist nicht so wichtig, was ich über die Politik in Israel denke, weil dort meine Meinung kaum eine Rolle spielt. Relevant ist allerdings, was ich in Deutschland über die deutsche Politik denke, weil ich mich hier engagieren kann. Und das sollte ich auch, mit den Kernthemen, die das Judentum hat. Ich denke, dass es in Deutschland genug gibt, um sich hier einzusetzen und strukturell etwas zu verändern: zum Beispiel was die Benachteiligung von Frauen betrifft oder die wachsende Armut, den zunehmenden Ableismus, Antisemitismus und Rassismus.



Welche Rolle spielt Musik in Ihrem Leben?

Jonas-Märtin: Musik ist total wichtig. Wenn Sie mögen, kommen Sie doch mal an einem Freitagabend oder zu einem Fest bei uns vorbei, da wird sehr viel gesungen.

Und Sie singen vor?

Jonas-Märtin: Ja, als Vorbeterin, und dann singen wir die wunderschönen Melodien der jüdischen Liturgie zusammen.

Das ist Musik im liturgischen Rahmen. Was spielt Musik sonst in Ihrem Leben für eine Rolle?

Jonas-Märtin: Ich habe als Kind erst im Rundfunk-Kinderchor, dann im Chor der Richard-Sorge-Schule in Leipzig-Schönefeld gesungen. Nach einem kurzen Intermezzo beim Ballett bin ich wieder im Chor gewesen, dem Leipziger Kinder- und Jugendchor. Dort habe ich mich peu à peu zur Solistin hochgearbeitet. Wir hatten einige sehr schöne Konzerte, einmal auch im Gewandhaus. Singen und Musik sind etwas sehr Wichtiges.

Sie sind 1974 in Leipzig geboren. Wie haben Sie Ihre Kindheit und Jugend in Erinnerung?

Jonas-Märtin: Ich bin den ganz normalen DDR-Weg gegangen: Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, Pionierorganisation, FDJ, Jugendweihe. Mein gesell-

schaftlich-politisches Interesse hielt sich in Grenzen, ich hatte andere Themen.

Was waren das für Themen?

Jonas-Märtin: Ich war das älteste Kind meiner alleinerziehenden Mutter. Ich musste mich viel um die zwei jüngeren Geschwister kümmern. Dann kam relativ spät die Sache mit der jüdischen Identität hinzu. Bei der Jugendweihe zum Beispiel hatten wir Mühe, zehn Menschen zusammenzubekommen, um als Familie miteinander zu feiern – im Gegensatz zu meinen Klassenkameraden, die Mühe hatten, die Personenzahl zu begrenzen. Diese Kleinheit der Familie hat mich schon als Kind beschäftigt. Und das hat sich aufgeklärt, als ich ein Album fand, das mein Großvater angefertigt hatte. Es enthielt ein Foto meiner Familie von 1926: vier Reihen Menschen, zwischen 10 und 15 in jeder Reihe. Auf der Rückseite waren Vermerke: »erschossen«, »vergast«, »verschollen« oder »emigriert«. Da ist mir einiges klargeworden.

Ihr Vorname Esther ist babylonisch-biblischen Ursprungs. Haben Sie einmal gefragt, wie Ihre Eltern auf diesen Namen gekommen sind? Das wäre ja ein Anknüpfungspunkt gewesen.

Jonas-Märtin: Das habe ich getan und zwei unterschiedliche Antworten bekommen. Meine Oma erzählte, sie wollte immer, dass ihre Enkeltochter



Esther heißt, in Erinnerung an eine jüdische Freundin, die emigrieren musste. Meine Mutter erzählte, sie sei auf den Namen gekommen durch das Buch »Die Bilder des Zeugen Schattmann«. Da gibt es eine Esther, die aber stirbt. Natürlich fand ich das Narrativ meiner Oma besser. Aber Nomen ist manchmal Omen: Es gibt eine kabbalistische Vorstellung von Gott, der sein Gesicht verbirgt – Hester Panim, das ist die gleiche Wurzel wie in Esther, in den gleichen hebräischen Buchstaben. Das fußt auf der Geschichte aus dem Buch Esther, wo Esther ihre jüdische Identität versteckt – bis der Punkt kommt, wo sie dafür und für ihr Volk einsteht. Ich habe manchmal das Gefühl gehabt, ich war die von unserer Familie versteckte jüdische Identität, weil Jüdisch-Sein in der DDR nicht opportun war.

Wie hat sich nach der Entdeckung Ihrer jüdischen Familiengeschichte Ihr Blick auf Deutschland verändert?

Jonas-Märtin: Erst mal hat das gar nichts verändert. Dann aber kam ich auf die Idee, meiner Geschichtslehrerin das Album zu zeigen. Das bekamen meine Klassenkameraden mit, und ich musste bald realisieren, dass Antisemitismus in der DDR keineswegs ausgerottet war. Meine Klassenkameraden verfolgten mich, skandierten Parolen, ein Davidstern wurde an unserem Briefkasten angebracht ... Sie konnten

es nirgendwo anders herhaben als von ihren Eltern und Großeltern. Das war für mich das Ende der DDR, an die ich ja geglaubt hatte.

Sie sind in einem atheistischen Staat aufgewachsen. Wann sind Sie mit dem Thema Religion in Berührung gekommen?

Jonas-Märtin: Ich habe mich von diesem Zeitpunkt an theoretisch zunächst mit jüdischer Geschichte und später mit Judentum beschäftigt. 1996 habe ich angefangen, Vorträge darüber zu halten. Aber das war alles Theorie. Und dann geschah etwas: Während eines Besuchs ehemaliger Leipziger Juden in ihrer alten Heimatstadt starb eine aus der Gruppe. Da wurde ich vom Generalkonsulat gefragt, ob ich mich an der Totenwache beteiligen könnte. Es ist jüdische Tradition, eine Verstorbene bis zur Beerdigung nicht allein zu lassen. Ich habe das übernommen – und das war sehr berührend. Bis dahin hatte ich mit Tod direkt nichts zu tun gehabt, und plötzlich saß ich im Bestattungsinstitut neben Toby, einer Person, die ich ein paar Stunden vorher noch sehr lebendig erlebt hatte. Den nächsten Tag verbrachte ich mit Miriam, der Tochter der Verstorbenen. Rückblickend war das vielleicht mein erster rabbinischer Job. Kurz darauf ist mein Mann gestorben, und dann haben sich die grundsätzlichen Fragen des Lebens noch mal anders gestellt und manifestiert.

Das hat den Glauben in Ihnen erweckt?

Jonas-Märtin: Dafür gab es viele Gründe. Einer davon war: Ich hatte immer das Gefühl, ich werde geschützt. Der Tod meines Mannes Erwin Märtin, meiner ersten großen Liebe, unzeitig und unerwartet, war das Schlimmste, was ich erlebt habe. Trotzdem gab es dieses Gefühl, da ist etwas Unzerstörbares in mir – andere würden es als Seele bezeichnen, als Lebenskraft oder als Urvertrauen –, das mich gleichzeitig mit den vielen Generationen vor und hoffentlich auch nach mir in Verbindung bringt. Es gab das Kaddisch, das Totengebet, meiner Großmutter und dann viele Momente während des Rabbinatsstudiums, in denen ich gespürt habe: Das fühlt sich heimisch an, das ist mein Zuhause.

Aus all dem ist in mir die Vision erwachsen, in Leipzig ein Lehrhaus zu gründen. So entstand 2018 das »Beth Etz Chaim«, was »Haus des Baums des Lebens« bedeutet. Es vermittelt jüdisches Wissen und Werte in der Hoffnung darauf, Türen in Herzen und Verstand der Menschen zu öffnen, Türen zu gelebter und toleranter Diversität und zu mehr jüdischer Lebendigkeit in meiner Heimatstadt Leipzig.

Sie sagten einmal, Juden machten in Deutschland allzu oft die Erfahrung, »allein in einer bestimmten Funktion daseinsberechtigt zu sein: Stichworte dazu sind ›Gedächtnistheater‹ und ›Museumsobjekte‹.« Und Ihre Arbeit richte sich »gegen die etablierte Erinnerungskultur«. Was für eine Art von Erinnerungskultur wünschen Sie sich?

Jonas-Märtin: Es gibt viele engagierte Menschen, die sich um die Sichtbarmachung jüdischer Geschichte bemühen. Was mir fehlt, ist die Einbeziehung jüdischer Menschen, wenn es um das Gedenken an Jüdinnen und Juden geht. Ich gebe mal ein Beispiel, wo es anders war. Es gibt in Leipzig wie andernorts die Stolpersteine, die ich ablehne. Lange war es nur ein Bauchgrummeln, ohne dass ich es in Worte fassen konnte. Bis eine muslimische Freundin mir sagte: »Das Problem ist, dass man immer auf euch herumgetrampelt hat,

und jetzt tut man es erneut.« In München geht man, seitdem sich Charlotte Knobloch ebenfalls gegen die Stolpersteine ausgesprochen hat, einen anderen Weg. Dort wird mit Tafeln an den Häuserwänden und Stelen an die ermordeten Jüdinnen und Juden erinnert: Gedenken auf Augenhöhe. Das wünschte ich mir auch andernorts. Dass es auch anders geht mit dem Erinnern in Leipzig, das hat der Frauenkultur e.V. bewiesen. Es sollte eine Erinnerungsveranstaltung an die jüdische Malerin Sofie Schneider geben, und dafür wurde ich angefragt. Ich habe geantwortet, ich fände die Idee schön, aber ich möchte nicht dabei sein, wenn ihrer bloß an dem Stolperstein gedacht wird. Daraufhin gab es ein offenes und konstruktives Gespräch darüber, wie ich mir ein solches Gedenken vorstelle und was wir gemeinsam gestalten können. Das war das erste Mal, dass ich das in dieser Form erlebt habe. Oft ist es so, dass das Event schon steht und Jüdinnen und Juden dann Zaungäste sein dürfen. Es gibt zu viel *über* tote Juden und zu wenig *mit* lebendigen Jüdinnen.

Wie blicken Sie aus dem heraus, was Sie jetzt dargestellt haben, auf das Themenjahr »Tacheles« in Sachsen?

Jonas-Märtin: Ich bin zunehmend skeptisch, was solche Events betrifft.



Wir hatten »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland« mit vielen Veranstaltungen. Ich finde es grundsätzlich gut, dass überhaupt etwas geschieht. Aber Events reichen nicht, wenn sich strukturell etwas ändern soll. Wir brauchen eine grundlegende Änderung in der Bildungspolitik: dass man lernt, was Juden überhaupt sind; dass man Juden als Teil der Gesellschaft wahrnimmt und nicht als Andere oder Opfer; dass man sich auseinandersetzt mit dem, was Judentum in der Geschichte und Gegenwart Deutschlands war und ist.

Interview: Claudius Böhm und Ann-Katrin Zimmermann

Perspektivwechsel

heißt es am 23. Januar, 21.45 Uhr, im Gewandhaus: Nach dem Konzert des Gewandhaus-Orchesters sprechen Esther Jonas-Märtin und Ann-Katrin Zimmermann über Herausforderungen des Tacheles-Redens in religiösem und gesamtgesellschaftlichem Kontext.

Wer Interesse an Veranstaltungen des Lehrhauses Beth Etz Chaim hat, kann sich per E-Mail anmelden unter info@etzchaim.de.

DAS PHANTOM DER OPER
DIE ORIGINALPRODUKTION VON SASSON/SAUTTER

DEBORAH SASSON
UWE KRÖGER

Donnerstag, 8 JAN 2026 • 20:00 UHR
GEWANDHAUS zu LEIPZIG

Karten: Ticketgalerie & LVZ Shops, im Gewandhaus, online unter www.ticketgalerie.de und bei Eventim